



CATHARINA
JUNK

LIEBE WIRD
AUS MUT
GEMACHT

Weltbild

Liebe wird aus Mut gemacht

Catharina Junk

Liebe wird aus Mut gemacht

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2016 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: plainpicture, Hamburg (© brabanski) / www.shutterstock.com

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-309-0

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für Dirk

1

Ab jetzt möglichst ein Leben ohne van Gogh. Ich sitze auf dem Bett, starre auf den gerahmten Druck an der Wand und hoffe, dass ich die fünfzehn Sonnenblumen nie wiedersehen muss. Hier nicht, aber auch sonst bitte nicht. Eventuell ist mein Verhältnis zu Sonnenblumen für immer gestört. Kann sein, dass ich sie für den Rest meines Lebens meiden muss. Wie lang das auch immer noch sein mag. Notiz an mich selbst: für die Familie aufschreiben, dass im Falle des Falles keine Sonnenblumen auf mein Grab sollen. Dann lieber Buchsbaum ohne Ende. So schneckenförmig gepflanzt, wie ich es mal gesehen habe. Langweilig und farblos? Bedankt euch bei van Gogh.

Die vergangenen vier Monate habe ich in Zimmer neun auf diesen Kunstdruck geguckt, und die Zeit davor, von Januar bis April, lag ich in Zimmer vier, wo der geflochtene Stuhl mit Pfeife hängt. Und ganz am Anfang, die ersten vier Monate nach der Diagnose, war ich in Zimmer elf mit den Fischerbooten am Strand von Saintes-Maries-de-la-Mer untergebracht. Dabei kennt doch jeder die Geschichte mit dem abgeschnittenen Ohr. Ich sag es mal so: Wenn man über Monate mit diesen Bildern in einem Zimmer eingeschlossen wird, bekommt man irgendwann auch Lust, sich ein Ohr abzuschneiden. Oder sich die Pulsadern *auf*zuschneiden.

Natürlich, klar, es hätte schlimmer kommen können. Mit Matisse zum Beispiel, *Der Tanz*. Ganz schnell wünscht man sich dann den Stuhl mit Pfeife zurück. Plötzlich: Leukämie? Nicht ohne meinen van Gogh!

Ich warte. Obwohl ich in den vergangenen zwölf Monaten nichts anderes gemacht habe, bin ich immer noch nicht gut darin. Die Taschen stehen gepackt vor dem Einbauschränk, die Ablage am Waschbecken ist leer geräumt, und an der Wand über

dem Kopfteil des Betts verraten nur ein paar Klebefilmreste, dass hier einmal meine Karten und Fotos hingen. Endlich geht die Tür auf, und Professorin Schüttler tritt ein.

»So. Dann geht's also heute nach Hause?«

»Ja.« Ich lächle, weil wir beide wissen, dass diese Situation vor kurzem noch nicht absehbar war.

»Wird ja auch mal Zeit, oder?«

Dem kann ich nicht widersprechen.

»Das mit den Tabletten ...?«

»Wurde mir gesagt.«

»Rezept?«

»Hab ich auch schon.«

»Den Brief an Ihren Internisten schicken wir heute noch raus.«

»Ich soll jeden Montag zum Blutbild in die Praxis kommen.«

»Okay, und wir hatten ja besprochen, dass wir den Port erst noch einmal drin lassen.«

Damit ist der implantierte Katheter gemeint, der unter meinem linken Schlüsselbein sitzt und über den ich meine Chemotherapie bekommen habe. Eine kleine Kammer mit einer Silikonmembran unter meiner Haut, von der aus ein Schlauch bis zum rechten Vorhof meines Herzens führt. Ich verziehe den Mund zu einem schiefen Lächeln und nicke. »Für den Fall, dass wir ihn wieder brauchen.«

Professorin Schüttler will das Gespräch sofort wieder in positive Bahnen lenken und ergänzt schnell: »Mit jedem Tag, den Sie gesund sind, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Sie es auch bleiben.«

»Aber die Rückfallquote ist ja jetzt auch nicht so niedrig.« Irrendetwas in mir sperrt sich gegen dieses »Das wird schon«.

Die Ärztin sieht mich ernst an. »Die Statistik soll uns jetzt mal gar nicht interessieren. Wir schauen nur auf Sie und sehen eine gesunde junge Frau.«

»Mit Hamsterbacken.«

Sie lacht über meinen lahmen Witz. »Die bleiben auch noch eine Weile. Wir können das Cortison nicht abrupt absetzen, es

muss langsam reduziert werden. Dauert ein bisschen, aber in ein paar Monaten werden die Schwellungen zurückgehen.«

Ich nicke. Okay. Ich weiß, dass Eitelkeit in meiner Situation geschmacklos, undankbar und lächerlich ist, aber ich sehe nicht gern wie ein Nagetier aus, das sämtliche Wintervorräte in seinen Proviantbacken mit sich herumträgt.

»Denken Sie daran, was Sie schon geschafft haben.«

Wann gehen der armen Frau die Motivationsprüche aus? Und schäbig fühle ich mich auch. In den anderen Zimmern liegen Menschen im Sterben, und ich halte die Ärztin mit einem Gespräch über mein Aussehen auf. »Ja, ich weiß.«

»Na dann ...«, Professorin Schüttler nickt freundlich, »alles Gute für Sie.«

»Für Sie auch. Und noch mal vielen, vielen Dank.« Das ist von Herzen so gemeint, reicht aber gar nicht für das, was ich eigentlich gerne sagen würde. Deswegen wiederhole ich: »Wirklich. Vielen Dank für alles. Ehrlich. Ohne Sie alle hier ...« Ich mache mit dem Arm eine ausholende Bewegung wie ein römischer Kaiser, aber dann kippt meine Stimme, und ich bin schnell still. Jetzt nicht heulen. Sie macht schließlich nur ihren Job. Beim Bäcker weint man ja auch nicht, wenn die Brötchen gut schmecken. Andererseits: Bäcker retten keine Leben. Der Vergleich ist also völlig unpassend. Obwohl ich mich so anstrengte, rollen Tränen meine Wangen hinunter.

Professorin Schüttler lächelt. »Das, was jetzt kommt, ist die schöne Seite des Lebens.«

Die Ärztin gibt mir die Hand, drückt richtig fest zu und zeigt mir damit ihre Zuversicht. Keine Ahnung, ob sie die wirklich empfindet oder ob sie nur so tut. Kann ich jetzt aber auch nicht fragen.

Die Professorin sieht den Karton mit dem Schokoladenpudding von Pit auf der Fensterbank stehen und lacht überrascht auf. »Oh! Da meint es aber jemand ganz besonders gut mit Ihnen!«

Ich lächle und widerspreche nicht, obwohl sie natürlich völlig

falschliegt. Sowohl den Pudding als auch Pit werde ich hier für immer zurücklassen.

Die Ärztin verlässt mit einem Nicken das Zimmer, lässt die Tür offen stehen und macht sich auf, andere Leben zu verlängern.

Meine Mutter wartet unten vor dem Haupteingang zwischen all den rauchenden Kranken, die zombiehaft in Rollstühle gegossen, auf Krücken gestützt und an Infusionsständer gekabelt nicht anders können.

Als sie mich sieht, breitet sie ihre Arme aus und strahlt: »Nina! Endlich!«

Ich stelle die Taschen ab und lasse mich drücken. Es ist so ungewohnt, andere Luft einzuatmen als die durch die Klimaanlage surrende auf der Station. Die Sonne scheint, aber wir stehen im großen Schatten des Gebäudes, und es weht ein kühler Wind. Ich friere, doch das kann auch die Aufregung sein.

Meine Mutter schaut mich glücklich an. »Und?«

»Irgendwie seltsam.« Ich zucke mit den Achseln und lache ratlos.

Meine Mutter zieht mich noch einmal an sich. »Ach, ich bin so froh! Jetzt hast du es geschafft!«

»Ja, mal abwarten.« Wir lösen die Umarmung, und weil ich nicht weiß, wo ich hingucken soll, drehe ich mich um und schaue den hohen Bettenturm der Klinik hinauf, der ein ganzes Jahr lang meine Welt war. Meine Mutter folgt mit den Augen meinem Blick. Zusammen stehen wir da, die Köpfe in die Nacken gelegt, und gucken nach oben. Elfter Stock mit Blick über Münster. Die Stadt, in die ich zum Studieren gezogen war und in der ich krank geworden bin, bevor ich überhaupt das Bezahlssystem in der Mensa verstanden hatte. »Was für ein Wahnsinn«, sage ich.

»Ja, aber das liegt jetzt alles hinter dir!« Meine Mutter knufft mich liebevoll in die Seite.

Ich nicke. »Nie wieder Hähnchen Estragon, alle vierzehn Tage mittwochs!«

Meine Mutter lacht, legt den Arm um meine Schultern und zieht mich zu sich heran. »Nie wieder Chemo!« Ganz feierlich sagt sie das.

Einen Moment erlaube ich mir die Hoffnung, sie könnte recht haben. »Lass uns bloß weg hier.«

Auf der Autobahn schweigen wir. Ich merke, dass meine Mutter unsicher ist, ob sie mit mir sprechen oder mich lieber in Ruhe lassen soll. Da ich es selber auch nicht weiß, kann ich da jetzt gar nicht weiterhelfen. Ich spüre ihre Erleichterung, ihr Glück darüber, dass ich lebendig neben ihr sitze, wir zusammen nach Hause fahren und jetzt alles wieder gut werden kann. Immer wieder atmet sie tief ein, und wenn sie ausatmet, zittert ihre Brust. Ich halte das kaum aus.

Wenn ich einen Rückfall bekomme, wird es doppelt hart für sie, weil sie jetzt in diesem Moment so voller Hoffnung ist. Meine Mutter mag Sprichwörter wie »Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende«, und ich weiß, dass sie so was zwar nie in Bezug auf mich sagen würde, aber mir selbst geht der Satz im Kopf herum wie ein lebensmüder Ohrwurm. Dabei will ich nichts anderes, als gesund zu bleiben. Ich will nicht mit zwanzig sterben und dass die Chemos, die Schmerzen, das Kotzen, das Hähnchen Estragon alle vierzehn Tage mittwochs und der ganze andere Scheiß im Krankenhaus umsonst waren.

Trotzdem: Wäre ich vor einem Jahr einfach gestorben, hätte meine Familie sich jetzt vielleicht schon wieder ein bisschen von dem Schock erholt und sich langsam an ein Leben ohne mich gewöhnt. Ein paar Sonnenblumen stünden auf meinem Grab, und es wäre okay. Stattdessen bin ich aber wieder gesund geworden und sitze hier mit meinen Cortison-Hamsterbäckchen und meinem neu gewachsenen, albern gelockten Pudelhaar auf dem Beifahrersitz, während mein unberechenbarer Körper ein großes Geheimnis aus der Heilungssache macht.

Vielleicht ja, vielleicht nein. Lasst euch überraschen.

Ich schließe die Augen, als würde ich ein wenig schlafen. Es fühlt sich falsch an, dass Bahar an einem Tag wie diesem nicht dabei ist. Eigentlich müsste sie jetzt hinten im Auto sitzen und gemeinsam mit meiner Familie und mir meine Krankenhausentlassung feiern. Bahar und ich würden uns in mein altes Jugendzimmer legen und die ganze Nacht zusammen *How I Met Your Mother* gucken. Stattdessen weiß ich nicht einmal genau, wo sie jetzt wohnt.

Nach knapp zwei Stunden Fahrt sind wir in Varrendorf angekommen.

Eine Kleinstadt in Niedersachsen, über die man wirklich nicht viel sagen kann. Es gibt unverhältnismäßig viele Discount-Supermärkte, Tankstellen und Autohändler. Mehrere Ladengeschäfte stehen leer. Am traurigsten ist das Kino, das seit acht Jahren geschlossen ist und am Ende der Fußgängerzone als Plakatwand für Ankündigungen von Schützenfesten und Ü40-Partys erhalten muss. Wenn ich einem Touristen in Varrendorf etwas empfehlen müsste, wäre es das Kürbisbrot von Bäcker Meyer und dann so schnell wie möglich ein Zugticket nach Bremen. Aber hier gibt es keine Touristen.

Wir biegen in die Auffahrt ein, und meine Mutter hält kurz vor dem geöffneten Garagentor, damit ich aussteigen kann. Während sie das Auto in die Garage fährt, gehe ich auf die Eingangstreppe des Hauses zu. Es ist ein wunderschönes altes Backsteinhaus mit weißen Sprossenfenstern, über und über mit Wein bewachsen, und seit meine Eltern es vor zehn Jahren gekauft haben, kämpfen sie tapfer, aber chancenlos gegen seinen Verfall an.

Mein Bruder Theo erscheint in der Haustür und bleibt mit einem hilflosen Lächeln darin stehen. Sein ganzes Gesicht ist mit Pickeln übersät, und seine Körperhaltung ist merkwürdig gebeugt, als würde er sich vor den hormonellen Überfällen der Pubertät ducken. Vor kurzem ist er fünfzehn geworden, und ich weiß nichts über ihn.

Unsere Mutter trägt meine Taschen mit einem glücklichen Lächeln an uns vorbei ins Haus.

»Na?«, sage ich, als ich mit Theo alleine bin.

»Na?«, sagt mein Bruder, und die Verlegenheit kriecht ihm den Rücken hoch. Er duckt sich noch mehr.

»Und? Wie geht's?« Vielleicht kommt doch noch ein Gespräch in Gang.

»Gut.« Er zuckt mit den Achseln, und ich vermute, dass er so wieso nicht in Worte fassen könnte, warum es ihm alles andere als gutgeht. »Und dir?«

Ich habe keine Ahnung, wieso ich das so blöd ironisch sage, aber ich antworte: »Spitzenmäßig.«

Theo guckt mich an und lächelt verstört. In diesem Moment hupt es laut, und unsere Mutter kommt fröhlich aus dem Haus gelaufen. »Das ist Papa!«

Ich sehe einen weißen Golf die Auffahrt heraufrollen. Mein Vater sitzt am Steuer und hupt. Lichthupe. Noch mal Hupe.

»Ui, was ist das denn?«, fragt meine Mutter gespielt geheimnisvoll, und mir schwant, was hier gerade abläuft.

»Mama, das ist doch nicht für mich, oder?« Ich schaue sie ernst an.

Meine Mutter ist überfordert, weil das nicht die Reaktion ist, die sie erwartet hat. Außerdem steigt mein Vater jetzt aus dem Golf, und sie überlegt fieberhaft, wie sie verhindern kann, was sich hier gerade unheilvoll zusammenbraut. Ihr Blick geht unruhig zwischen ihm und mir hin und her.

»Hallo!«, ruft mein Vater und kommt strahlend auf uns zu.

Mein Bruder steht immer noch oben in der Haustür. Kurz treffen sich unsere Blicke, dann empfangen wir meinen Vater mit einem drohenden: »Ihr habt das doch wohl nicht für mich gekauft, oder?«

Mein Vater bleibt überrascht stehen, und ich sehe die Enttäuschung in seinem Gesicht. »Doch. Wieso?«

Ich finde, dass es auf diese Frage nur eine einzige Antwort gibt: »Ihr könnt mir doch nicht einfach ein Auto schenken!«

Meine Eltern schauen sich kurz an und dann wieder mich.

»Das ist doch viel zu teuer! Ich will das nicht!«

Mein Vater hält mit Logik dagegen: »Aber du brauchst doch ein Auto, damit du zum Arzt nach Bremen fahren kannst.«

»Genau. Damit bist du doch viel unabhängiger. Und denk an dein Immunsystem. In den Zügen fliegen immer so viele Erreger rum, da sollst du dich nicht anstecken«, ergänzt meine Mutter.

Ich schlucke, aber der dicke Kloß in meinem Hals bleibt stecken. Meine Stimme klingt leise und verzweifelt, und das bin ich auch. »Aber vielleicht lohnt sich das gar nicht.«

Jetzt weine ich und presse die Lippen fest zusammen, damit mein Mund nicht unkontrolliert zuckt. Hamsterbacken und Würde sind nicht einfach zu vereinbaren. Kurze Stille. Betroffene Überforderung in allen Gesichtern. Wieder diese ratlosen Blicke hin und her und her und hin.

»Wie meinst du das?«, fragt mein Vater.

Ich wische mir die Tränen mit dem Ärmel weg und sage schluchzend: »Kann doch sein, dass ich nächste Woche einen Rückfall habe! Dann habt ihr das Auto völlig umsonst gekauft!«

Ich schaue hilfeschend zu meinem Bruder hoch, aber Theo steht da mittlerweile so geduckt, dass er selber schon aussieht wie ein Fragezeichen.

Die Augen meiner Mutter glänzen jetzt auch. »Und du glaubst, uns interessiert dann, dass wir Geld für ein Auto ausgegeben haben?«

Okay, denke ich. Wenn man es so zusammenfasst, kann ich nachvollziehen, dass mein Standpunkt aus ihrer Sicht ein bisschen merkwürdig ist.

Aber aus meiner Sicht ist es einfach schwachsinnig, auch nur einen einzigen Cent in mich zu investieren. Sie hätten von dem Geld lieber das Garagentor streichen lassen sollen. Irgendwas Sinnvolles damit machen, etwas, was von Dauer ist.

Ich zucke mit den Achseln. »Weiß nicht.«

Mein Vater klingt wütend. »Hör mal, du spinnst ja!«

Doch meine Mutter hat verstanden. »Wenn du stirbst, dann verkaufen wir es einfach wieder.« Sie schaut mich an, und ihr Blick sagt: Hab keine Angst.

Und das hilft. So weit hatte ich wirklich nicht gedacht. Man kann das Auto wieder verkaufen. Und dann mit dem Geld das Garagentor streichen lassen. Oder die Buchsbaumschnecke für mein Grab kaufen.

Endlich kann ich wieder durchatmen. »Okay.«

Meine Mutter lächelt erleichtert. »Okay.«

Mein Vater traut dem plötzlichen Stimmungswechsel nicht. »Okay?«

Ich nicke: »Ja.«

»Gut.« Aber irgendwie ist er immer noch genervt. »Vielleicht beruhigt es dich ja, dass der Wagen nur bis nächstes Frühjahr TÜV hat.«

Jetzt bin ich sprachlos. Mir klappt das Kinn runter, und mein Mund steht offen. Ein kleiner Hamster zwischen Empörung und Sprachlosigkeit.

Mein Bruder hält die Anspannung nicht mehr aus und prustet los. Er versucht noch, den Lachanfall zu unterdrücken, aber das hat nur zur Folge, dass ein kleiner Spuckeschwall aus seinem Mund schwappt, den er linkisch mit den Händen aufzufangen versucht. Ich bin ihm sehr dankbar, denn jetzt können wir alle lachen.

»Du spinnst wirklich«, wiederholt mein Vater noch einmal und boxt mich etwas unbeholfen gegen den Oberarm. Das ist eine bedeutungsvolle Geste, wenn man bedenkt, dass mein Vater mich seit der Diagnose gar nicht mehr berührt hat, damit nichts kaputtgeht.

Als ich oben in meinem alten Jugendzimmer ankomme, bin ich außer Atem. Es brennt irgendwo tief in meiner Brust, und die Muskeln in meinen Beinen zittern unkontrolliert, als hätte sie jemand unter Starkstrom gesetzt. Ich spüre kalten Schweiß meinen Rücken hinunterlaufen, und sofort friere ich. Die wenigen Treppenstufen hinauf in den ersten Stock haben mich erschöpft. Wenn ich daran denke, was mein Körper in der letzten Zeit aushalten musste, ist das Beinzittern fast rührend. Aber um das auch

so zu empfinden, müsste ich meinem Körper gegenüber milder gestimmt sein. Tatsächlich nehme ich es ihm schwer übel, dass er mich kurz nach meinem zwanzigsten Geburtstag im Stich gelassen und diese Scheißkrankheit ausgebrütet hat. Ich weiß nicht, ob ich ihm das irgendwann mal verzeihen kann.

Und wenn ich jetzt nicht allein wäre, gäbe es sicherlich jemanden, der auf dieses Stichwort hin beginnen würde, über die Einheit von Körper, Geist und Seele zu schwadronieren. Von wegen Selbstheilungskräfte und so. Ich hatte viel Zeit, über dieses Thema nachzudenken, und theoretisch ist mir klar, welche gute Idee dahintersteckt. Aber praktisch ist das nicht so einfach, wenn dein Körper mutierte Blutzellen produziert, die dich töten werden. Wie soll man mit so einem Körper sympathisieren und kooperieren? Für mich klingt das schwer nach einem Aufruf zum Stockholm-Syndrom.

Ich lege mich aufs Bett unter die Dachschräge, ziehe die Decke bis zum Kinn hoch, und mein Herz flattert wie ein aufgeregter Vogel. Konzentriert versuche ich, ruhig und regelmäßig ein- und auszuatmen. Das hat schon beim Yoga im Krankenhaus nicht geklappt. Innere Mitte finden, am Arsch.

Aber langsam wird mir wärmer. Nun bin ich also wieder hier. Zu Hause. Und jetzt?

Ich schaue auf die Uhr, kurz vor zwölf. Auf der Station werden gerade die Tablettts mit dem Mittagessen verteilt. Heute ist Montag: Hühnerfrikassee und Reis. Zum Nachtisch: Quark mit Dosenfrüchten. Sofort habe ich den Geruch in der Nase, diesen schweren, warmen Essensmief, der sich über die klinischen Krankenhausgerüche drängt. Bis das meiste aufgegessen ist und die Klimaanlage alles im beispielhaften Yogi-Rhythmus inhaliert und gefiltert wieder ausgeatmet hat.

So ein durchgetakteter Tagesablauf wie im Krankenhaus hat auch etwas für sich. Diese Monotonie unterstützt die Menschen in ihrem Zustand, der irgendwo zwischen selbstmitleidiger Verzweiflung und sarkastischer Schicksalsergebenheit anzusiedeln ist. 7:00 Uhr wecken, Morgenurin abgeben, Fieber und Blut-

druck messen, dabei Smalltalk mit den Krankenschwestern und Pflegern sowie der tägliche Versuch, den besten, weil schonungslosesten Krebswitz zu machen. 7:30 Uhr Frühstück, duschen, Zähne putzen und Körper nach Auffälligkeiten absuchen, die zwischen 8:30 und 9:00 Uhr bei der Visite angesprochen werden müssen. Es folgen die Infusionen und die Verteilung der Medikamente, Blutabnahme, Betten frisch beziehen, dann ferngucken, schlafen, mit Salbeitee gurgeln, auf dem Flur auf und ab gehen oder telefonieren. Um 12:00 Mittagessen, dann ferngucken, schlafen, mit Salbeitee gurgeln, auf dem Flur auf und ab gehen oder telefonieren. Zwischendurch die schlechtgelaunte Putzkolonnie mit weiteren Krebswitzen in Verlegenheit bringen. Je nach Blutwert folgen Blut- oder Thrombozyten-Transfusionen, dabei die täglichen gedanklichen Abschweifungen zum Thema HIV. Manchmal allergische Reaktion auf Transfusionen, dann Notruf drücken und Wirkung der Cortisonspritze abwarten. Wenn das passiert ist, sofort in Tiefschlaf verfallen und erst zum Abendbrot wieder aufwachen. Wenn keine allergische Reaktion eintritt, geht es ab 15:00 Uhr weiter mit der Besuchszeit. Mit dem jeweiligen Besucher über wechselnde, unverfängliche Themen sprechen, bis beide Seiten erschöpft sind und sich mit verleugneter Erleichterung voneinander verabschieden. 17:30 Uhr Abendbrotzeit. Im Anschluss telefonieren, auf dem Flur auf und ab gehen, mit Salbeitee gurgeln und ferngucken. Zähne putzen. Ab 22:00 Uhr schlafen.

Nicht, dass ich das vermissen. Ab heute kann ich machen, was ich will. Darauf habe ich monatelang gewartet. Wieso gehe ich also nicht raus in den Garten? Dort scheint die Sommersonne, und ich wette, es läuft das volle Programm vom Sprießen und Gedeihen ab. Wenn man monatelang auf der Isolierstation lag, möchte man wohl meinen, dass das Bedürfnis nach frischer Luft, Sonne und Natur dann im Allgemeinen groß sein müsste. Aber ich fühle mich all dem da draußen nicht gewachsen. Bleibe ich also einfach hier liegen und versuche, alle Erwartungen in puncto Lebensfrohsinn wegzudrängen.

Ein vorsichtiges Klopfen an der Tür: »Nina?«

Meine Mutter. Sie macht die Tür auf und schaut ins Zimmer. Als sie sieht, dass ich unter der Bettdecke liege, ist sie überrascht.

»Ist dir kalt?«

»Nee.« Ich schüttle den Kopf, bleibe aber liegen.

»Willst du dich nicht in den Garten setzen? Ist doch so schön heute.«

»Erst mal nicht. Später bestimmt.« Ich bringe ein gleichmütiges Lächeln zustande. Meine Mutter soll sich keine Sorgen machen.

»Willst du was essen?«

»Wenn's kein Hühnerfrikassee ist.«

Meine Mutter lächelt. »Lasagne.«

»Komme gleich.«

Meine Mutter nickt und schließt die Tür wieder. Ich schaue an die Zimmerdecke und horche in mich hinein. Vielleicht ist das mangelnde Verlangen nach Schmetterlingen, Blumen und Vogelgezwitscher etwas besorgniserregend. Aber mein schlagartiger Appetit auf Lasagne lässt mich doch noch hoffen.

2

Immer wieder wird dazu geraten, große Bögen um Sonnenbänke zu machen. Sie sind ungesund und können Krebs verursachen. Ich will das gar nicht abstreiten und finde übrigens auch nicht, dass lederne Tiefenbräune aus der Steckdose anderes repräsentiert als grenzenlosen Stumpfsinn. Trotzdem habe ich ein Herz für Sonnenbänke, denn ich verdanke meinem ersten und einzigen Besuch eines Sunpoint-Studios einen wichtigen Hinweis darauf, dass ich bereits Krebs hatte. Ich hätte ihn eben nur richtig deuten müssen.

Bahar und ich hatten uns wochenlang mühsam das Geld für einen Urlaub auf Sardinien zusammengekellnert und gerade in einem kleinen Reisebüro die Tickets abgeholt. Wir waren aufge-

kratzt und in dieser leicht hysterischen Stimmung, die unbewusst darauf abzielt, alle anderen Menschen auszuschließen. In dieser Laune kamen wir an einem Sonnenstudio vorbei, das mit neonfarbenen Angeboten auf sich aufmerksam machte, und Bahar rief: »Komm, wir rösten uns schon mal an!«

Ich hatte nichts dagegen. Zehn Minuten Sonnenbank schaden ja wohl nicht. Also gingen wir hinein, zahlten und ließen uns unter lautem Getöse in den Ultraviolett-Särgen anstrahlen. Wir stellten danach einstimmig fest, dass unsere Haut komisch roch und dass sich gerade alle unsere Vorurteile gegen Sonnenstudios bestätigt hatten.

Dann fragte Bahar auf einmal: »Was hast du denn da überall für Punkte?«

Es stimmte. Mein ganzer Körper war übersät mit etwas, das aussah wie rote Sommersprossen. Besonders viele hatte ich an den Armen und Beinen, und abends beim Zähneputzen sah ich, dass sie auch im Mund waren. Wahrscheinlich eine Sonnenallergie, dachte ich. Vielleicht meldete sich irgendwo in einer Abseite meines Verstandes der Einwand, dass es sich dann ja wohl um eine äußerst massive Sonnenallergie handeln müsste. Aber wenn dieser Zweifel irgendwo aufblitzte, dann viel zu schwach, als dass ich ihn zur Kenntnis genommen hätte.

Die plötzliche Grippe, an der ich in derselben Nacht von einer Minute auf die andere erkrankte, ließ sich allerdings nicht verdrängen. Ich wachte davon auf, dass mein ganzer Körper von innen weh tat. Und damit meine ich wirklich: innen. In allen Knochen. In den Armen, in den Beinen, und besonders schlimm waren die dröhnenden Schmerzen im Beckenknochen. Es fühlte sich an wie eine Migräne, die mein ganzes Skelett befallen hatte. Es war drei Uhr nachts, und ich hatte fast vierzig Grad Fieber. Mein Körper tat so weh, dass ich nicht liegen konnte, aber ich war so schwach, dass ich nicht stehen konnte. Ich fror, und die Bettdecke wog so schwer, als hätte jemand einen Eimer Blitzzeement über mich gekippt. Ich wand mich die folgenden Stunden schwitzend in meinem Bett. Irgendwann kroch ich auf allen vie-

ren ins Badezimmer, um zwei lächerliche Aspirin zu nehmen, die überhaupt nicht wirkten. Noch nie hatte ich mich in so einem körperlichen Zustand befunden. Trotzdem beschimpfte ich mich selbst als wehleidig. Wie konnte man sich wegen einer Grippe so anstellen?

Die Schmerzen hielten an, und weil ich nicht wusste, wie ich das auch nur eine Minute länger ertragen sollte, schleppte ich mich um acht Uhr morgens zur nächstgelegenen Arztpraxis. Als die Sprechstundenhilfe mir mitteilte, dass ich heute ohne Termin und ohne Überweisung vom Hausarzt schon mal gar nicht drankäme, verlor ich völlig die Fassung und begann laut zu schluchzen. »Ich hab aber irgendetwas!«

Ich bin wirklich noch nie jemand gewesen, der in der Öffentlichkeit gern Aufmerksamkeit auf sich lenkt, aber an diesem Tag knallte ich durch. Ich schluchzte und heulte in voller Lautstärke etwas von »Sonnenbank«, »Knochen-Migräne« und »Wahnsinnigwerden«, bis andere Patienten sich zu einem Publikum formierten und die Sprechstundenhilfe mich in die Praxis-Küche schob und diskret die Tür schloss.

Dann kam ich doch ohne Termin und ohne Überweisung vom Hausarzt dran. Und weil es sich bei dem Arzt zufällig um einen Internisten handelte, der sämtliche fancy Blutanalyse-Gerätschaften in seiner Praxis herumstehen hatte, saß ich ihm eine halbe Stunde später gegenüber, und er schaute ziemlich ernst. Keine Ahnung, wie er das machte, aber dieser Blick bewirkte, dass ich mit einem Mal die Knochenschmerzen nicht mehr spürte.

»Ich habe hier Ihre Blutwerte, und es ist so, dass es ein paar Auffälligkeiten gibt.« Der Arzt beobachtete, wie ich darauf reagierte. Ich wartete, dass er noch irgendetwas sagte, um mich zu beruhigen. Denn Ärzte machen das normalerweise ja. Im Sinne von »Da ist etwas, aber das muss nichts heißen«.

Aber er sagte nichts. Also fragte ich: »Was für Auffälligkeiten?«

»Die Blutprobe hat eine ausgesprochen hohe Anzahl weißer Blutkörperchen ergeben. Das ist bei Infektionen nicht unge-

wöhnlich, aber in Ihrem Fall sind die Werte dafür zu hoch. Es müssen weitere Untersuchungen gemacht werden.«

»Was für Untersuchungen denn?«

Der Arzt nahm mit betont ruhigen Bewegungen einen Zettel aus dem Drucker und behielt ihn in seinen Händen. »Das werden Ihnen die Kollegen im Krankenhaus erklären. Ich habe dort schon angerufen und Sie angekündigt.«

Ich schluckte. Krankenhaus. Aha. Okay.

Jetzt reichte er mir den Zettel. »Das ist die Überweisung. Meine Damen am Empfang rufen Ihnen ein Taxi, und damit fahren Sie bitte direkt dorthin. Melden Sie sich in der Notaufnahme. Die Fahrer wissen in der Regel, wo der Eingang ist.«

Unter anderen Bedingungen hätte ich jetzt einige kritische Überlegungen zu der Formulierung »meine Damen am Empfang« angestellt, aber irgendwie hatte sich ein anderes Wort in meinem Kopf festgesetzt.

»Notaufnahme?«

Als ich im Taxi saß, fuhr ich nicht direkt ins Krankenhaus, sondern ließ den Fahrer den Umweg über Bahars Adresse machen. So viel Zeit musste sein. Ich hatte sie angerufen, und sie stand schon vor dem Haus und wartete.

Bahar setzte sich neben mich auf die Rückbank und schaute mich fragend an.

Ich lächelte schief. »Eventuell müssen wir Sardinien verschieben.«

Bahar winkte ab. »Dafür haben wir doch die Reiserücktrittsversicherung.«

»Ja. Ich sag auch nie wieder, dass das spießig ist.« Im Reisebüro hatten wir eine hitzige Diskussion geführt, weil ich das Geld für die Versicherung sparen wollte. Bahar hatte mich natürlich in Grund und Boden argumentiert.

Meine Freundin meinte: »Das ist doch jetzt alles nicht wichtig.«

»Zur Notaufnahme?«, fragte der Fahrer, und ich antwortete: »Genau.« Wir fuhren weiter und schwiegen.

Bahar war so angespannt, dass etwas wie eine elektrische Energie von ihr ausging. Es hätte mich nicht gewundert, wenn unsere Haare sich statisch aufgeladen hätten und an die Taxi-Decke geschwebt wären. Vielleicht würde auch der Wagen explodieren, wenn der Fahrer heimlich furzte. Ich öffnete das Fenster, atmete einmal tief durch und betrachtete im Vorbeifahren die Leute auf der Straße. Plötzlich kroch ein Abschiedsgefühl in mir hoch, und Wehmut zog mein Herz zusammen.

Ich gab mir einen inneren Ruck, als wir auf die Uniklinik mit ihren beiden riesigen Bettentürmen zufuhren. Um die Stimmung ein bisschen aufzulockern, sagte ich: »Stell dir vor, ich hab Krebs, und keiner geht hin.«

Und dann schauten Bahar und ich uns an und prusteten laut los. Als ich in den Rückspiegel schaute, konnte ich sehen, wie sich der Taxifahrer beherrschen musste, um nicht mitzulaufen.

Ich atmete erleichtert durch. Solange ich noch blöde Witze machen konnte, würde es schon nicht allzu schlimm sein.

Aber gleich darauf durchfuhr mich ein Schreck. Ich hatte gerade »Krebs« gesagt. Das war ja wohl alles andere als witzig.

3

»Hast du Lust auf eine Party?«, fragt meine Freundin Isabelle, als ich sie am späten Nachmittag anrufe, um ihr zu sagen, dass ich wieder da bin.

»Wo denn?«

»Bei Florian, Karli und so. Das ganze Haus feiert.«

»Und was?« Ich zögere meine Antwort weiter hinaus, dabei verwandelt mich der Gedanke, auf eine Party zu gehen, auf der Stelle in meine eigene Wachsfigur.

»Florian geht nach Indien. Er will buddhistischer Schweigemönch werden. Das ist seine Abschiedsparty.«

»Oh. Aha.«

Ich kenne Florian kaum, und dazu fällt mir nicht wirklich viel ein. Kurz frage ich mich, ob Schweigemönch-Werden eventuell auch eine Option für mich wäre. Manchmal ist es gut, noch mal alles ganz neu zu denken und Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, die einem vorher nie in den Sinn gekommen sind. Aber die Antwort ist klar. Nein. Das mit dem Schweigen finde ich gar nicht so schlecht, aber einmal Glatze-Rasieren reicht mir fürs ganze Leben.

»Hallo? Hast du einen Schlaganfall, oder wieso sagst du nichts?«
Isabelle lacht. Dann kurze Stille. »Äh, war das jetzt taktlos?«

»Ich glaub, nicht«, sage ich.

»Du kommst nicht mit?«

»Nein, ich meine, ich glaube nicht, dass das mit dem Schlaganfall taktlos war.«

Isabelle lacht: »Und zur Party kommst du auch mit?«

Ich will nicht zweimal hintereinander nein sagen, also sage ich: »Ja.«

»Ach.« Isabelle ist überrascht. »Ich hätte jetzt gedacht, du willst nicht.«

»Ich kann sogar fahren. Meine Eltern haben mir ein Auto geschenkt.«

»Was, echt?« Isabelle schreit in den Hörer. »Hast du ein Glück!«

Ich finde, dass mein Glück so ganz grundsätzlich eher relativ ist, aber das kann vielleicht jeder von sich behaupten. Im Grunde bin ich ja froh, dass Isabelle wie immer nicht groß nachdenkt, bevor sie redet.

Isabelle und ich haben uns im Reitverein kennengelernt, als wir beide zehn Jahre alt waren. Zunächst verband uns nur die vorpubertäre Wahnvorstellung, dass wir mit Pferden telepathisch verbunden sind, aber nach und nach mochten wir uns wirklich. Wir verbrachten jeden Tag miteinander und hatten dabei sogar den ausdrücklichen Segen ihrer von Dünkel geleiteten Eltern. Aus irgendeinem Grund vertrat das Ehepaar Taake nämlich die Ansicht, dass ich ein guter Umgang für ihre Tochter sei.

Isabelles Mutter zelebrierte eine neureiche Paradiesvogeligkeit. Sie trug Make-up wie eine Stummfilm-Diva, dramatische Ohrgehänge und ihre kupferrot gefärbten Haare in wechselnden, asymmetrischen Längen. Der Vater hatte modisch gesehen keine Fragen und zog das an, was seine Frau ihm in Hamburg kaufte. In seinem Lächeln blitzten porzellanweiße Kronen, und Jugendllichkeit ließ er über blonde Strähnen herstellen. Seine Interessen beschränkten sich auf Werder Bremen und seine breitarschigen Autos, die alle paar Monate gegen das aktuellste Modell ausgetauscht wurden. Isabelles Vater war mit dem Verkauf von Carports unglaublich reich geworden, und ihre Mutter besaß eine kleine Geschenke-Boutique in der verkehrsberuhigten Hauptstraße von Varrendorf, deren Angebot von Scheußlichkeiten reißenden Absatz fand.

Isabelle litt unter der Großkotzigkeit ihrer Eltern. Da war es nur eine Frage der Zeit, bis sie versuchte, mit Schule-Schwänzen, Piercings und Damenbart klarzumachen, wie sie zu goldenen Wasserhähnen und dem Koi-Teich im Garten stand.

So veränderte sich natürlich nach einigen Jahren unsere Freundschaft. Während ich auch mit fünfzehn noch Pferdebonbons aus Haferflocken und Honig backte und Ställe ausmistete, begann Isabelle zu rauchen, zu knutschen und cool zu werden. Als ihre Reitstiefel eines Tages zu klein wurden, kaufte sie sich nicht die nächste Größe, sondern Haschisch. Ich erkannte sie nicht wieder.

Nun musste ich mir Mutter Taakes verzweifelte Klagen darüber anhören, wie sich die Tochter mehr und mehr als stilistische und hygienische Enttäuschung herausstellte. Ich teilte das Verlassenheitsgefühl, aber selbstverständlich aus anderen Gründen.

Meine Pubertät setzte dann ziemlich verspätet ein, und Isabelles Vorsprung war leider nicht mehr aufzuholen. Ich verknallte mich aus der Ferne in irgendwelche Jungs und war zu schüchtern, Isabelles Ratschläge in die Tat umzusetzen. Während ich zuvor im Reitverein ein bisschen die Oberhand gehabt hatte, weil ich die Ruhigere von uns beiden war und die Pferde meine

Gegenwart besser ertragen konnten, wurde ich nun zu ihrem Sidekick. Zur nüchternen Begleiterin ihrer Sauf-, Drogen- und Jungs-Experimente, Überbringerin ihrer Telefonnummer und derjenigen, die hilfsbereit ihre langen Haare beim Kotzen hielt. Ich fühlte mich nicht besonders gut dabei, aber wir verstanden uns wieder besser. Außerdem kam es mir ganz zupass, dass meine Hauptaufgabe auf Partys nun darin bestand, bei Isabelle wahlweise eine Alkoholvergiftung oder eine Schwangerschaft zu verhindern. So sahen mich alle nur als vorbildliche Freundin, und niemandem fiel auf, dass ich das langweiligste Mädchen der Welt war.

Als ich Chemo bekam und es nun darum gegangen wäre, beim Kotzen *meine* Haare zurückzuhalten, war Isabelle nicht zur Stelle. Wenn ich sie am Telefon fragte, wann sie denn mal vorbeikäme, druckste sie herum und faselte irgendwas von Stress und dass sie auch schon wieder erkältet sei und mich nicht anstecken wolle, wo mein Immunsystem ja quasi nicht mehr vorhanden sei. Als Isabelle es schließlich vor sich selbst nicht mehr rechtfertigen konnte und nach ein paar Wochen doch zu Besuch kam, gab es keine Haare mehr zum Zurückhalten.

Es war der Tag, nachdem mir Bahar den Kopf rasiert hatte, weil die Haare mir büschelweise ausfielen und auf dem Kissen piksten. Ich fühlte mich extrem beschissen und hässlich und machtlos und stoppelhaarig und krank. Da ging die Tür auf, und Isabelle kam herein: blauer Kittel, Mundschutz und offene, glänzende, dichte Haare bis zum Hintern.

Ich hätte sie am liebsten geschlagen.

Aber ich sagte nur: »Ah, da hat sich aber jemand richtig Gedanken gemacht.«

»Hä, was denn?«

»Deine Haare.«

Über dem Mundschutz flackerten Isabelles Augen unsicher, und sie brauchte einen Moment, um zu verstehen, was ich meinte.

»Oh.«

Danach kriegten wir die Kurve nicht mehr. Isabelle kam nie wieder ins Krankenhaus, aber immerhin telefonierten wir etwa einmal die Woche. Ich war zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich mit ihr auseinanderzusetzen. Vor dem Hintergrund meiner Diagnose und all der Medikamente, die mich teilweise über Tage hinweg in einen stumpfen Nebel aus Gefühllosigkeit hüllten, fiel ihre Abwesenheit kaum ins Gewicht. Im Grunde hatte ich auch gar nicht erwartet, dass sie täglich an mein Bett kommen und meine Hand halten würde. Man konnte also wirklich nicht sagen, dass meine Krankheit uns einander nähergebracht hätte, aber sie hatte uns auch nicht getrennt. So wie Bahar und mich.

Isabelle bringt eine Wolke Parfum mit, als sie sich mit einem Schwung neben mich ins Auto fallen lässt. Seit ein paar Jahren wäscht und epiliiert sie sich wieder. Jetzt rebelliert sie gegen die Übergriffigkeit ihrer Eltern, indem sie einfach zu Hause wohnen bleibt, obwohl sie seit über einem Jahr mit der Schule fertig ist. Mit wenig Aufwand hat Isabelle ihre Ziellosigkeit perfektioniert: Sie schläft bis mittags, verbringt den Rest des Tages im Internet mit *Minecraft*, und abends geht sie aus. Gedanken über ihre berufliche Zukunft vertagt sie auf unbestimmte Zeit. Vermutlich geht es ihr nicht gut damit, aber darüber kann man mit ihr nicht sprechen.

Isabelle weiß nicht, dass ich seit der Chemo extrem geruchsempfindlich bin, und ich werde es ihr auch nicht sagen. Ich habe mir fest vorgenommen, mich heute Abend normal zu benehmen und nicht über die Krankheit zu sprechen. Isabelle wird mir keinen Strich durch die Rechnung machen, denn sie geht erfahrungsgemäß sowieso jedem ernsthaften Gespräch mit großer Konsequenz aus dem Weg. Ich habe das immer für eine Schwäche gehalten, aber heute bin ich dafür dankbar.

Isabelle umarmt mich. »Steht dir gut mit den kurzen Haaren.«

»Und wie findest du meine Backen?« Ich blähe sie noch weiter auf, um vorzuführen, wie ätzend ich sie finde.

»Niedlich.« Isabelle schmunzelt. »Wie der kleine Häwermann.«

»Blöde Kuh.« Ich drehe den Zündschlüssel, und der Wagen säuft ab. Isabelle und ich wechseln einen überraschten Blick.

»Der hat doch TÜV bis nächstes Frühjahr«, sage ich, als würde das irgendeinen Unterschied machen.

»Sonst trampen wir halt.«

Das ist typisch Isabelle. Nicht »Hoffentlich ist dein Auto nicht kaputt«, sondern »Wie komm ich jetzt bloß zur Party?«.

Etwas zu unfreundlich sage ich: »Trampen? Ich hab nicht ein Jahr Chemo gemacht, um mich jetzt von irgendeinem Besoffenen an den nächsten Baum fahren zu lassen.«

Isabelle stutzt, und es bildet sich diese skeptische Falte zwischen ihren Augenbrauen, die immer zum Vorschein kommt, wenn ihr etwas zu anstrengend wird. Doch dann besinnt sie sich und redet mir sanft zu. Geradezu grotesk sanft. Als wäre ich eine verwirrte alte Frau, die auf der Verkehrsinsel einer sechsspurigen Straße im Nachthemd Vorwärtsrollen übt. »Versuch es doch einfach noch mal. Gaaanz in Ruhe.«

»Ah, gute Idee.« War ich schon immer so schnippisch, oder hat der Krebs mich so gemacht? Ich drehe den Schlüssel und trete aufs Gaspedal. Der Motor röchelt ein paarmal und schnurrt dann gleichmäßig. Wir gucken uns an, und mit einem Mal ist die Spannung zwischen uns weg. So ist das oft mit Isabelle.

Sie lotst mich einige Kilometer Landstraße entlang, und nachdem wir abgebogen und über ein Wirrwarr von Feldwegen geholpert sind, wobei ich fast einen Fuchs überfahren hätte, gelangen wir zu einem alten Bauernhaus. Es sieht aus, als könne es jeden Moment einstürzen. Ein erleuchtetes Fenster ist geöffnet, und laute Musik dröhnt heraus. Vor dem Haus sitzen ein paar Gestalten, die ich teilweise vom Sehen kenne, und ein paar Bekannte aus meiner ehemaligen Schule.

Ich stöhne gequält auf. »Okay, viel Spaß. Wann soll ich dich abholen?«

Isabelle öffnet meinen Gurt, und die Metallschnalle saust knapp vor meinem Gesicht vorbei: »Nix da, du Schisser!«

Von innen sieht das Haus aus, als wäre es unlängst von einer Gruppe Mietnomaden verlassen worden. Es ist schwierig auszumachen, was Teil der Einrichtung ist und was hier bloß gesammelt wird, bis ein Bauschuttcontainer damit gefüllt werden kann, sodass sich der Weg zum Recyclinghof auch wirklich lohnt. Im Eingangsbereich gibt es kein Licht, und Isabelle und ich müssen über ein kaputtes Schaukelpferd steigen, um zur nächsten Tür zu gelangen. Wir betreten einen Raum, in dem eine mit toten Fliegen verklebte Neonröhre blaues Licht verbreitet. An einem ausgeklappten Resopaltisch sitzen etwa zehn Leute auf Bierkisten und kiffen. Unter dem Geruch der Joints liegt noch etwas anderes in der Luft, das ich nicht bestimmen kann. Vielleicht ein totes Tier, ich weiß es nicht. Einmal wahrgenommen, stinkt es so ekelerregend, dass ich mich auf der Stelle übergeben möchte.

»Hallo!«, ruft Isabelle gut gelaunt, und die Köpfe wenden sich uns zu. Ein paar Gesichter kommen mir bekannt vor, darunter auch das von Florian. Er bastelt gerade an einem Joint.

»Habt ihr was zu essen dabei?«, fragt ein Typ, der niedriger als die anderen sitzt und mit Mühe über die Tischkante lugt.

»Nee«, sagt Isabelle und nimmt sich ein Bier aus einem Waschtrog. Sie setzt sich zu den anderen und öffnet die Flasche an der Tischkante. Alle schweigen und kiffen weiter. Ich lungere immer noch in der Tür rum.

»Boah, Mann, was ist hier denn los? Mir schlafen gleich die Schamlippen ein!« Isabelle haut mit der flachen Hand auf den Tisch, und zwei, drei Typen fangen hysterisch an zu kichern.

Isabelle grinst und genießt die Wirkung. Ich muss auch ein bisschen schmunzeln, weil sie immer so ist und ich das an ihr mag.

Florian fragt laut in meine Richtung: »Bist du jetzt wieder raus aus dem Krankenhaus?«

Und so schnell hat man dann die Aufmerksamkeit. Plötzlich gucken alle ganz neugierig zu mir rüber.

Ich nicke und sage: »Ja.«

Florian verzieht anerkennend das Gesicht. »Cool.«

Der hungrige Niedrigsitzer horcht auf: »Wieso? Was hattest du denn?«

Ich suche nach einer Antwort, mit der ich nicht die Krebsbombe platzen lassen muss. »Äh.«

»Gibt's hier noch was anderes oder nur das da?« Isabelle zeigt auf die Joints und rettet mich damit ganz nebenbei.

»Tataaa!« Ein dünnes Mädchen zieht eine Tüte mit getrockneten Pilzen aus der Tasche und damit die begeisterte Aufmerksamkeit aller anderen auf sich. Die Tüte wird aufgerissen und reihum weitergereicht. Jeder nimmt sich einen kleinen Pilz und beginnt zu kauen. Isabelle ebenfalls, und dann hält sie grinsend mir die Tüte hin.

»Danke, nein«, sage ich und überlege, ob das die richtige Antwort ist. Isabelle zuckt gleichgültig die Achseln und reicht die Pilze weiter.

War das jetzt falsch von mir? Vielleicht habe ich den Krebs ja überlebt, um endlich all das nachzuholen, für das ich in der Pubertät zu ängstlich war? Um jetzt so richtig abzugehen, was Drogen, Alkohol und sogar Sex betrifft? Wollte mich die Krankheit lehren, dass das Leben schnell vorbei sein kann und man jede Minute nutzen sollte, um alles, aber wirklich alles auszuprobieren? Rein ins Leben, nichts auslassen, gierig alle Grenzen überschreiten und in menschliche Abgründe abtauchen oder so ähnlich? Oder ist es jetzt vielmehr meine Aufgabe, mich völlig auf gesunde Ernährung und viel Schlaf zu konzentrieren und mir einen Beruf zu suchen, der mir das Gefühl gibt, etwas Nützliches mit meinen eigenen Händen zu erschaffen? Etwas Handwerkliches, wobei ich mich darüber hinwegsetzen müsste, dass ich nicht einmal die Geduld besitze, den Bohraufsatz zu wechseln, um das passende Loch für einen Dübel zu bohren?

Lauter mittelgute Fragen, aber keine Antworten.

Alles, was ich weiß, ist, dass ich keine Lust habe, halluzinogene Pilze zu essen. Ich wünschte, ich hätte, aber leider: nein.

Im Türrahmen stehend, beobachte ich eine Weile, wie Isabelle

die ganze Runde unterhält. Sie ist bester Stimmung, und dieses deprimierende Ambiente kann ihr nichts anhaben. Beneidenswert. Wirklich. Aus einem wachsenden Überflüssigkeitsgefühl heraus und dem dringenden Wunsch, mir die Hände zu waschen, verlasse ich die Küche und suche die Toilette.

Auf dem Flur sehe ich drei Türen und klopfe an die erste. Als keine Antwort ertönt, öffne ich sie und stehe im Badezimmer. In der Wanne ist ein Haufen Wäsche in Seifenwasser eingeweicht. Ich drehe am Wasserhahn, aber es kommt nichts. Also verlasse ich das Zimmer wieder, schließe die Tür und gucke vorsichtig in das zweite Zimmer, in dem zwei verspeckte Matratzen auf dem Boden von mehreren umgestürzten Bücherstapeln gesäumt werden. Ich suche weiter. Hinter der dritten Tür führt eine Treppe hinunter in den Keller. Der Geruch, den ich vorhin beim Betreten des Hauses wahrgenommen habe, scheint von dort unten aufzusteigen. Vielleicht ist da das Klo? In diesen alten Häusern herrscht ja oftmals eine andere architektonische Logik.

Ich finde den Lichtschalter sofort, und irgendwo in dem düsteren Loch leuchtet eine kleine Funzel auf, die kaum die Treppe erhellt. Vorsichtig teste ich mit dem Fuß die morschen Stufen. Es knarzt, aber nichts bricht. Der Gestank wird mit jedem Schritt intensiver. Jetzt bin ich mir sicher, dass es nicht der süßliche Geruch eines toten Tieres ist. Es ist irgendetwas anderes, was ich noch nie gerochen habe.

Und auch noch nie gesehen habe!

Als ich unten bin, traue ich meinen Augen nicht. Der gesamte Kellerboden, eine Fläche von etwa siebzig Quadratmetern, ist komplett mit einem weißen, langhaarigen Schimmelteppich bewachsen. Als würde hier eine kleine Herde weißer, puscheliger Wesen zusammengerollt dicht an dicht schlafen. Ich halte inne und staune. Es sieht hübsch aus. Ein bisschen märchenhaft sogar.

Ich stehe auf der untersten Stufe der Kellertreppe, und die Schimmelfasern berühren meine Schuhe. Der Teppich sieht zum

Darin-Versinken weich aus. Ich wage einen ersten zögerlichen Schritt, dann einen zweiten. Ich hinterlasse tiefe Spuren in dem watteweichen Weiß und stelle mir vor, dass ich über eine Wolke spaziere. Es hat etwas Erhabenes. Ein Himmel im Keller, denke ich und bewege mich bis zur Mitte des Raums.

Dort bleibe ich stehen und schaue mich lächelnd um. Ich habe ein Kribbeln im Bauch, und mir ist leicht ums Herz. Ein bisschen so, als wäre ich verliebt. Das Gefühl ist mir vertraut, aber es ist eine Ewigkeit her, dass ich es gespürt habe. Mir fällt auf, ich habe es vermisst. So ist es, wenn man glücklich ist. Genau das ist es, was mir abhandengekommen ist.

Und jetzt ist es wieder da?

Wo war es versteckt, und wo kommt es auf einmal her?

Ich beginne, in mir selbst herumzuwühlen wie in einer Schublade voller Krimskrams. Da muss doch noch mehr davon sein, ich will das festhalten, das soll nicht wieder weggehen ... Und in derselben Sekunde steigt mir wieder der starke Geruch des Schimmels in die Nase. Muffige Ausdünstungen, die nach Moder und Verwesung stinken. Ein Schreck durchfährt mich. Ich kann nicht fassen, dass ich nicht bedacht habe, wie giftig dieses Zeug sein muss! Erst vor ein paar Wochen wäre ich im Krankenhaus fast an einer Pilzinfektion gestorben, und jetzt stehe ich hier mittendrin in dem Zeug, als wäre es eine Sommerwiese!

Ich wage nicht mehr zu atmen und spüre, wie die Panik unten im Bauch beginnt und blitzartig in alle Richtungen ausstrahlt. Mir wird gleichzeitig übel und schwindelig, kalter Schweiß sammelt sich auf meiner Stirn. Ich will losrennen, aber meine Beine reagieren nicht. Mein Herz schlägt viel zu schnell, und ich weiß nicht, wie lange meine Rippen noch verhindern können, dass es meinen Brustkorb sprengt. Ich halte mir den Mund zu, als könnten meine Finger das Gift aus der Luft herausfiltern. Meine Knie werden weicher, sie halten mich kaum noch, und der fellige Flaum kommt immer näher. Ich verliere das Gleichgewicht und falle ins Weiß.

Mein Kopf schlägt auf, ich wundere mich noch kurz, wie wenig weich und dafür matschig das Schimmelbett ist, und dann – nur noch schwarz. Vorbei.

Ich glaube nicht, dass ich lange ohnmächtig war. Als ich die Augen öffne, hat der Raum seinen Zauber natürlich verloren. Mit einem Ruck setze ich mich auf, und sofort ist da nur noch Ekel. Meine Hände, meine Jacke, meine Hose, meine Haare – alles ist mit feuchtem Schimmel verklebt. Unzählige Sporen, überall. Es ist einfach nur widerlich. Ich springe auf und versuche, die giftigen Fasern abzustreifen, die höchstwahrscheinlich rasend schnell meinen Tod herbeiführen werden. Hektisch klopfe ich an mir herum, vergeblich. Ich will nur noch eins: raus hier!

Ich stürme stolpernd die Treppe hoch und mit lautem Gepolter über den Flur. Hinter mir aus der Küche höre ich Isabelles überraschte Stimme. »Nina?« Ich renne aus dem Haus, durch die matschigen Pfützen bis zu einem Gebüsch, in das ich mich sofort übergeben muss.

Wenig später sitze ich frierend und zitternd in meinem Auto. Ich habe alle Schimmelklamotten ausgezogen, trage nur noch meine Unterwäsche und bin in die Rettungsdecke eingewickelt, die ich im Erste-Hilfe-Set gefunden habe. Die Alubeschichtung kratzt auf meiner nackten Haut, aber das ist jetzt nicht wichtig. Vielleicht bin ich noch mal davongekommen. Kann ja sein und wird sich demnächst zeigen.

Aber eines ist ganz klar: Ich muss hier weg. Die Party ist für mich zu Ende. Ich hole mein Handy aus dem Handschuhfach und tippe eine SMS an Isabelle: »Entschuldigung. Ging mir nicht so gut. Melde mich morgen.«

Und dann öffne ich die Emoticons und überlege, welches dumme gelbe Gesicht passend wäre, um mein Im-Stich-Lassen zu entschärfen. Ich nehme zuerst den mit dem Heiligenschein, lösche ihn aber wieder. Dann ein Zwinkergesicht. Auch nicht richtig. Schließlich spiele ich einfach die Krebskarte aus und nehme den Smiley mit dem weißen Mundschutz. Als kleine An-

spielung auf die Leukämie – ein bisschen selbstironisch, ein bisschen Wink mit dem Zaunpfahl. Da kann sie doch gar nicht sauer sein, oder? Mir ist klar, wie billig das ist, wo ich mir doch vorgenommen hatte, mich heute Abend so normal wie möglich zu benehmen. Aber das eben war eine ausgewachsene Panikattacke, ich bin aufgewühlt und trage nur eine Rettungsdecke. Extreme Situationen erlauben extreme Maßnahmen. Oder so ähnlich. Ich drücke »senden« und fahre los.

4

Meine erste Panikattacke überfiel mich bei dem Versuch, autogenes Training zu machen.

Es ist ja so: Wenn ein Mensch an Krebs erkrankt, folgen nach dem ersten Schock die gutgemeinten und Mut machenden Ratschläge von Familienmitgliedern, Freunden, Bekannten und Fremden. Jeder kennt mindestens eine Person, die Krebs hatte und nun wieder geheilt ist. Das lässt natürlich hoffen.

Mein Vater hatte von einer Arbeitskollegin, deren Schwester nach einer Brustkrebserkrankung wieder gesund geworden war, den Tipp mit den Entspannungsübungen bekommen. Die CD, die er mir daraufhin mit ins Krankenhaus brachte, trug den vielversprechenden Titel *Krebs selbst heilen*, richtete sich an Chemopatienten und lockte damit, Selbstheilungskräfte durch Autosuggestion zu aktivieren. Das klang gut, denn aktive Selbstheilungskräfte konnte ich gebrauchen. Einheit von Körper, Geist und Seele – man kommt einfach nicht drum rum, wenn man todkrank ist. Außerdem gab mir das Geschenk das Gefühl, etwas zu meiner Gesundung beitragen zu können, was über das zigfache tägliche Gurgeln mit Salbeitee hinausging. Ich kopierte die CD auf mein iPhone, steckte mir die Kopfhörer in die Ohren und legte mich auf mein Bett.

Glockengeklimper und Schellengeläut erklangen. Ein Fahrstuhlmusik-Beat stapfte mir ins Trommelfell. Nach ein wenig

Pling und Plang schien jemand alle Tasten, Schalter und Knöpfe eines Synthesizers gleichzeitig zu drücken. Sehr viel Hall und unbestimmtes Gedröhne, welches vermutlich die Weiten und Tiefen der anstehenden Entspannung ankündigen sollte. Sich da nicht sofort zu verkrampfen erforderte doch eine gewisse Anstrengung. Ich regelte die Lautstärke ein bisschen herunter, um es halbwegs erträglich zu machen. Und dann hörte ich eine Stimme, die ein bisschen verfremdet klang:

»Hallo, ich bin Sylvie Hayes. Ich würde mit dir gerne ein paar Ideen teilen zum Thema Gesundheit und der Frage, welche Rolle unsere Selbstheilungskräfte dabei spielen ...«

Alles klar, Sylvie. Dann mach das mal, dachte ich. Auch wenn ich dir nicht glaube, dass das dein richtiger Name ist.

»Egal, was für eine Krankheit du hast, wenn du dich entschließt, mit diesen Ideen zu arbeiten, werden sich deine Gesundheit und dein Wohlbefinden mit Sicherheit verbessern ...«

Okay, dann mal los.

»... Ich heile niemanden ...«

Das nannte man dann wohl Antiklimax.

»... Ich helfe den Menschen nur, zu erkennen, wie ihre eigenen Verhaltensmuster täglich ihre Lebenserfahrungen bestimmen ...«

Wie? Was? Wer? Stimmt da was am Satzbau nicht, oder wurde es jetzt philosophisch? Und wann kamen wir eigentlich endlich zu der Stelle, an der ich meinem Körper beibrachte, vor lauter Entspannung gesunde Leukozyten herzustellen?